Um Helena.

Roman von Ida Boy-Ed.

(22. Fortsetzung.)

VII.

Der Wald, welcher zu Glanau gehörte, bedeckte ein Gelände von siebenhundert Morgen. Trotz dieses mäßigen Umfangs bot er durch seinen Wildstand an Wild ein vergnügliches Jagdrevier. Da war ein dichtes Unterholz, das an ein quellenreiches Wiesenland grenzte und eine so vorzügliche Vorbedingung zur Anlage einer Fasanerie bot, daß Georg Altheer immer bejammerte, wie ihm die Mittel dazu fehlten. Aber eine kleine Wildfasanerie pflegte er dennoch. Er ließ im Winter andauernd füttern und hatte einige Futterplätze mit Schutzdächern versehen lassen. Sein Förster mußte eifrig auf all das Raubzeug fahnden, das den Fasanen nachstellt. Er selbst verschmähte nicht, auf Wiesen und Getreidefeldern nach verlegten Eiern zu suchen und sie den unhäuslichen Fasanenhennen in ihr Gehege zu bringen. Und dann hatten die Fasanen der Seligmannschen Fasanerie, wo alles den Leuten anvertraut war, und der Jagdherr selbst wenig Interesse besaß, eine von Georg Altheer schmunzelnd immer wieder konstatierte Neigung, sich in das Glanauer Unterholz zu verfliegen. So konnte er alljährlich einmal seinen Gästen einen hübschen Fasanenstand anbieten. Rehwild, Hasen, Füchse waren vorhanden.

Sein Wald hatte seit alters her die Einteilung in drei Reviere, davon das eine „Falkenhorst", das zweite „Glanauer Busch" und das dritte der „Wolfsgrund" hieß, obzwar weder Falke noch Wolf seit Jahrhunderten im Lande ihr Wesen getrieben hatten.

Als Rendezvousplatz stand auf den Einladungskarten „Forsthäuschen Falkenhorst". Von Marstadt aus war es, auf zum Teil schlechten Wegen, fast eine Stunde dahin zu fahren. Die Eingeladenen hatten sich zusammen einen Break genommen und fuhren in fröhlicher Laune um neun Uhr von dem „Großherzog" ab. Sie saßen ihrer sechs in dem Wagen, drei und drei einander gegenüber.

Thassilo war nicht dabei. Er hatte abgesagt. Edlef fehlte gleichfalls. Sein Schwiegervater hatte ihn und Beate natürlich holen lassen.

Irne Hjelmersen saß dem dicken Bürgermeister gegenüber, dessen behäbige Gestalt kaum mehr in seinen Jagdrock paßte, so daß von jedem Knopf und Knopfloch aus ihm eine Querfalte über Brust und Bauch ging. Der Hut des Bürgermeisters war sehr grün, und eine Hahnenfeder darauf schwankte nach vorn, wie bei einem gemalten Defreggerschen Tiroler Holzknecht. Indessen hatte der Bürgermeister von der Komik seiner Erscheinung, die durch die Jagdtasche, welche wie ein Polster vor seinem Magen saß, noch erhöht wurde, keine Ahnung.

Herr Bankier Lebus hätte als Vorbild für ein Büchlein: „Wie muß ein Kavalier zur Jagd gekleidet sein?" photographiert werden können. Er sah so schön aus, daß der Bürgermeister, der neuesten Schwärmerei seiner Tochter Elsa gedenkend, bei sich feststellte: Ein verflucht hübscher Kerl ist er schon, und reich und nett. Bloß ... na, das sind am Ende altmodische Vorurteile. Wenn er nur ernsthafte Anstalten machen wollte!

Eine hervorragende Erscheinung unter diesen Sechsen war auch Wackernagel. Sein dickes, gestricktes Wams ging ihm bis an die Ohrläppchen, so daß es aus dem grauen Rock mit den grünen Aufschlägen noch herausah. Seine Handschuhe machten eine Bärentatze aus seiner Hand, und über seiner hageren Nase, bis zu ihrer Wurzel über die Stirn hinabgezogen, saß die Pelzmütze.

Das niedere Dach ging über sechs sehr verschiedene Häupter hinweg. Da war noch der Amtsrichter, innerlich etwas erregt, denn seine Frau und seine Schwägerin glaubten immer, er gehe in den Tod, wenn er zur Jagd fuhr, aber äußerlich voll ernster Wichtigkeit. Und dann der neu hierher versetzte Assessor Küpper, mit seinem frisch vernarbten Schmiß auf der Wange und seinem ausgeprägten Korpsstudentenbewußtsein.

Vorn auf dem Bock, neben dem Kutscher, saß Grumbkow, ein Stadtpolizist, der sich als Soldat die Schützenschnüre erworben hatte und gelegentlich, unter Vertauschung seines dienstfreien Tages und gegen eine hübsche Vergütung, als „Leibjäger" Wackernagels fungierte. Es ging die Sage, daß Wackernagel noch nie was anderes getroffen hätte, als zufällig mal einen Baumstamm, und daß alles, was nach Schluß der Jagd auf seinem Streckenzettel als von ihm erlegt notiert stand, eigentlich Grumbkows sicheren Schüssen erlegen war. Aber da Wackernagel nicht der Mann war, zuzugeben, daß er etwas nicht könne oder nicht kenne, sprach er stets mit solcher Sicherheit von seinen Jagderlebnissen, daß man ihn nicht mal zu necken wagte.

Der Wagen bog vom Markt um die Ecke und ratterte die sanft ansteigende Straße hinauf, die zu dem — in Wirklichkeit aber gar nicht mehr vorhandenen — Schweriner Tor hinaus nach Glanau zu führte.

Es war ein vollkommen windstiller, sehr nebliger Morgen.

Ein weißer Dunst deckte Land und Meer, und dieses lag still in sich geduckt und ließ nicht das kleinste Rauschen hören. Blendender Schimmer durchgleißte den Nebel, so daß man wohl hoffen durfte, die Sonne sauge ihn noch zu sich empor.

Natürlich sprachen die Jäger erst ein Weilchen vom Wetter. Dann von ihren Waffen. Einige hatten die ihren vorn bei Grumbkow verstaut, andere hielten die in den herkömmlichen Lederfutteralen steckenden Flinten zwischen den Knieen. Auch Irne Hjelmersen. Man bewunderte einen sehr eigenartigen, grauen, künstlich ausgenähten Lederüberzug.

Irne erklärte, daß darin seine Flinte stecke, mit der er daheim auf Möwen zu schießen pflege. Da nun diese Waffe heute einzig für die in Aussicht stehende Fasanenjagd brauchbar sei, habe er sich bei Klezin eine Büchsflinte dazu gekauft. Gestern schon habe er sich ein bißchen mit dem Ding eingeschossen.

„Was für'n Kaliber?" fragte der Assessor Küpper.

„Der Büchslauf neuneinhalb Millimeter," sagte Irne Hjelmersen, „der Schrotlauf Kaliber sechzehn."

„Dieselbe hat Klezin mir in die Hand gedrückt," erzählte Küpper, „ich schieße eigentlich lieber mit Kaliber zwölf."

„Auch ich habe dieselbe Büchsflinte," erzählte der Bürgermeister, „die Mehrzahl der Jäger in der hiesigen Gegend führt sie. Klezin hat förmlich eine Manie, aller Welt gerade diese anzuschnacken. Das heißt übrigens: Holdin nimmt 'n Drilling."

„Ziehe ich auch vor," sagte Lebus.

Der Assessor ließ sich vom Amtsrichter eine Geschichte von Klezins hübscher Tochter erzählen. Der Bürgermeister sagte, es sei Verleumdung. Alle aber überschrie Wackernagel, das Gespräch an sich reißend, indem er betonte, daß der Büchsenschmied Klezin gar nicht mehr auf der Höhe stehe und man ihm einen intelligenten Konkurrenten wünschen müßte.

Darüber kamen sie auf den zu erwartenden Aufschwung von Handel und Gewerbe in Marstadt. Wackernagel sagte, daß Heger & Companie aus der Residenz eine Filiale in Marstadt errichten würden, ebenso Garborg aus Kopenhagen, und daß dies bloß die Vorzeichen seien, und daß er seinen ganzen Einfluß dahin geltend machen werde, eine Postdampferverbindung zwischen Marstadt und Nytjöbing zu stande zu bringen, über welche Strecke dann sicher der nächste Weg von Berlin nach Kopenhagen ginge.

Darauf fragte Lebus, ob der Ortkan unlängst in seiner mehr als zwölfstündigen Dauer viel Schaden getan habe.

Irne Hjelmersen sagte, daß die Holzplanken wohl durchbrochen seien und daß, vor dem Winde, auch ein klein wenig von der Betonschicht durch die Fluten gleichsam herausgeknabbert sei. Es habe nichts zu bedeuten. Hingegen hätten die Wogen mit den Eisenschienen und Werkzeugen gespielt; wie mit Zahnstochern sei der Grund zwischen der Baustelle und dem Strande damit gespickt. Der Taucher, der morgen eintreffe, würde aber alles in zwei Tagen wieder heraufbringen helfen.

Der Bürgermeister fing sein hohes Lied auf Edlef.

„Ich weiß, Sie sind Herrn Thassilos Freund. Aber das müssen Sie doch selbst zugeben: er hat was Finsteres."

„Ich sehe es nicht," sagte Irne Hjelmersen.

„Aber das müssen Sie eingestehen: Edlef Stürmer ist der eigentliche „spiritus rector" von der Sache," beharrte der Bürgermeister, der es Thassilo noch nebenbei übelnahm, daß er offenbar nicht sein Schwiegersohn werden wollte.

„Sie irren sich!" sagte Hjelmersen kurz. Er war heute nicht in der Laune, eine parodistische Zustimmung zu geben.

Nun hob Wackernagel an, auf Thassilo zu schwören.

Mit einemmal wiegte sich der Wagen wie eine Gondel. Er bog von der Chaussee ab in einen Landweg mit tief ausgefahrenen Furchen, der, zwischen Knicks sich leise senkend, von der Küste weg in die Gegend hineinlief.

Der Bürgermeister fiel beinahe gegen den Amtsrichter, der unfreiwillig den Schuhs mit der Schulter an den Assessor Küpper weitergab. Dadurch kamen sie von der Streitfrage: Edlef oder Thassilo? ab, und Lebus ging den Assessor an, ein paar neue Geschichten zu erzählen.

So langten sie in gemütlichster Stimmung auf dem Rendezvousplatze an, mit Hallo begrüßt und vom Heger, der zu Altheers Freude ein wenig das Waldhorn blies, mit einem sehr distonierten Willkommen angeblasen.

Vor dem netten, kleinen Försterhaus, das mit vier blanken, weißgerahmten Fenstern und einem diken Strohdach vor der Wand des winterkahlen Waldes stand, war es schon sehr lebhaft.

Im Hintergrunde stand die Gruppe der Hof- und Deputatsleute von Glanau, die als Treiber in Tätigkeit treten sollten und darauf wohl eingeübt waren. Ihre Zahl war durch einige Leute aus Marstadt verstärkt, die immer zur Jagdzeit auf den Gütern der Gegend sich das Vergnügen und den Nebenverdienst holten. Die Jagdhunde strichen, in einer sichtlich freudigen Erregung, hin und her zwischen den Treibern und den Herren.

Bei Georg Altheer, der strahlte, wie immer, wenn er Gäste hatte, standen schon Prancken, Holdin, Edlef und noch vier adelige Herren. Zwei waren frühere Regimentskameraden von Prancken und bei diesem zum Besuch. Die anderen beiden waren Gutsbesitzer aus der Gegend.

Der eigentliche Mittelpunkt dieser Gruppe war aber nicht Georg Altheer, sondern Beate. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, die Herren beim Rendezvous zu begrüßen und ihnen die Honneurs bei dem Frühstücksimbiß zu machen, der auf zwei weißgedeckten Tischen vor dem Försterhäuschen hergerichtet war. Da stand eine Schüssel dampfender Würstchen, große Platten mit Butterbroten und allerlei Frühstücksweine. Die Försterfrau hatte Beate zu helfen. Prancken und seine Kameraden machten Beate stark den Hof. Malte Holdin hielt sich zurück.

Er hatte es sich geschworen, korrekt wie ein Edelmann und Held, dem Freunde fortan Freundestreue zu halten. Er war es auch Beaten schuldig als Dank für ihr großartiges Benehmen. Aber er litt!

Wie sie wieder aussah! Eine Prinzessin konnte nicht mehr Distinktion in Aussehen und Haltung zeigen!

Ein sehr enges, graubräunliches Schneiderkleid umschloß ihre Gestalt. Das herrliche Gesicht sah aus einem Nerzpelzkragen heraus. Ein bräunliches Jägerhütchen, mit kühnem Fittich an der Seite, saß auf ihrem köstlichen Haar. Der blonde dicke Knoten stand in antiker Form unter dem Hutrand heraus.

Auch die Marstädter holten sich ihren Imbiß und wechselten einen Händedruck mit ihr.

Nur Irne Hjelmersen verbeugte sich stumm und fremd.

Ueber Beatens Gesicht huschte ein schnelles Erröten.

Ihre Blicke und die seinen trafen sich sekundenschnell und flohen einander.

Edlef hatte es gesehen. „Hör mal, du," sagte er leise und ärgerlich zu seiner Frau, „zu erröten brauchst du wegen dem Ingenieur nun mal gar nicht. Ich bin ganz baff."

„Ach — ich ärgere mich immer so über ihn," antwortete Beate, „und ich glaube, es kommt — ja, weißt du — ich meine immer, er hält mehr von Thassilo als von dir, und das ist es, was mich ärgert." Sie war ganz erleichtert, daß ihr die Erklärung so gelang für das, was ihr selbst unerklärlich blieb.

Aber wie interessant er wieder aussah! Und von welch vollendetem Ebenmaß seine Gestalt war — schade, nur etwas klein! —

Georg Altheer war in großer Organisatoraufregung. Zwar hatte er sich alles schon vorher im Kopf zurecht gelegt gehabt, allein nun im Augenblick des Aufbruchs ergaben sich allerlei Schwierigkeiten. Von den adeligen Herren hatten nur drei einen Leibjäger mitgebracht. Von den Marstädtern nur Wackernagel seinen Grumbkow. Da waren aber einige Herren, die ohne einen Beistand nicht fertig wurden, und zwei besonders geübte Treiber waren ausgeblieben.

Malte Holdin sagte, daß er Edlef gern seinen Leibjäger abträte, allein er selbst sei noch Novize im edlen Weidwerk und brauche seinen Mann. Edlef wies zurück, daß er einen Lader nötig habe. Endlich arrangierte sich alles. Prancken trat seinen Leibjäger an den Bürgermeister ab. Die beiden Gäste Pranckens bekamen je einen Treiber zugeteilt als Stütze, aber die Mehrzahl der Herren mußte allein auf den Stand. Sie waren auch fast alle erfahrene Jäger.

„Wir fangen mit dem Trieb im Glanauer Busch an," sagte Altheer, die übliche Instruktionsrede haltend, „Sie wissen, meine Herren, wir bekommen da hauptsächlich Fasanen zum Schuß. Für den zweiten Trieb habe ich den Wolfsgrund bestimmt. Dort und beim dritten Trieb im Falkenhorst kann ja alles vorkommen und darf auch alles geschossen werden: Hasen, Füchse, Böcke. Auf den Bock aber, bitte, nur mit der Kugel! Und die Ricken schonen, meine Herren! Die Ricken und die Fasanenhennen!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Beate winkte noch ein Weilchen nach und stieg dann auf den kleinen Wagen, der sie nach dem Glanauer Gutshof zurückbringen sollte.

(Fortsetzung folgt).

Albanische Blutsfreundschaft.

Von Roda Roda.

Die Blutsfreundschaft, sonst eine Eigentümlichkeit der Südslawen, kommt auch bei den Albanesen vor. Der Albanese hat gern einen tüchtigen Mann zum Blutsfreund, und jeder bestrebt sich, eine Blutsfreundschaft zu schließen. Zwei Leute, die mit dieser Absicht umgehen, rufen einen dritten, den „Kumpare," hinzu, lassen sich von ihm die kleinen Finger der rechten Hände mit einem schwarzen Faden zusammenbinden und oberhalb der Finger in die Hände stechen. Man fängt das Blut in einem Becher auf, der mit Wein oder Branntwein gefüllt ist. Der Kumpare nimmt nun diesen Becher, gibt den beiden Leuten daraus je dreimal zu trinken und erklärt sie für Blutsfreunde.

Der Albanese schätzt den Blutsbruder einem wirklichen Bruder gleich. Er liebt und ehrt ihn, jeden Augenblick bereit, für ihn zu sterben.

Es kommen auch Blutsbrüderschaften zwischen Albanesen und Serben vor, besonders wenn sie beide in ihrer Gegend angesehene Helden sind. Aber dann suchen die Albanesen ihre Blutsbrüder in einen Hinterhalt zu locken, um sich ihrer zu entledigen. Denn einem Albanesen ist es immer ein Greuel, wenn ein Serbe als Held gerühmt wird.

Hier einige Beispiele:

Nach dem russisch-türkischen Krieg 1877 kam ein Mann in sein Heimatsdorf nahe bei Petscha (an der serbisch-türkischen Grenze) zurück. Er war Freiwilliger in russischen Diensten gewesen und für seine Tapferkeit mit dem Georgskreuz ausgezeichnet worden. Die Türken hörten davon und begannen ihn zu bedrängen und zu verfolgen, um so eifriger, weil er immer die Uniform der russischen Reichswehr (Opolschtschenje) trug.

Da er auch sonst ein angesehener und allgemein geehrter Mann war, wollten ihn die Türken um jeden Preis vernichten. Sechs Saptis (Gendarmen) gingen daran, ihn bei Nacht in seinem Haus zu überfallen. Sie wollten ihn binden, nach Petscha in den Arrest entführen und ihn dort auf die gewöhnliche Art umbringen.

Die Saptis, getreue Diener ihrer argen Herren, kamen also um Mitternacht in das Dorf und bemächtigten sich des Mannes. Er hatte, nichts Böses ahnend, ohne Waffen ruhig geschlafen. Die Saptis blieben die Nacht über im Haus ihres Gefangenen, tranken, sangen, feuerten ihre Gewehre ab, taten den Weibern Gewalt an, plünderten und nahmen, was ihnen irgend gefiel.

Am Morgen führten sie den Gefesselten nach Petscha. Der Gefangene wußte gar wohl, was ihm bevorstehe. Er versuchte, die Saptis durch Bitten und Versprechungen zu bewegen, ihn freizulassen. Vergebens. In seiner Bedrängnis erinnerte er sich seines Blutsbruders Kadri-Aga, eines Albanesen, dessen Haus am Weg nach Petscha stand. Als sie in die Nähe dieses Hauses kamen, bat der Gefangene, hier einkehren und Wasser trinken zu dürfen. Die Türken waren zwar selber durstig, gaben aber dennoch nur ungern die Erlaubnis.

Kadri-Agas jüngster Bruder stand vor dem Tor. Er brachte einen Krug und schöpfte ihnen Wasser aus der Quelle. Als er aber seines Bruders Blutsbruder gefesselt sah, lief er schnell wie der Blitz aufs Feld hinaus, wo seine fünf Brüder Mais häufelten.

Kadri-Aga hatte kaum von dem Mißgeschick gehört, als er auch schon die Haue wegwarf, das Gewehr ergriff und samt allen seinen Brüdern nach Haus eilte. Die Saptis waren eben daran, ihren Weg fortzusetzen. Kadri-Aga und seine Brüder verlangten von ihnen die Freilassung des Gefangenen. Davon wollten die Türken nichts hören. Es kam zum Streit, dann zu einer Rauferei und endlich zum Kampf. Hier und dort knallten die Gewehre, und als sich der Pulverrauch verzogen hatte, sah man einen Albanesen und drei Saptis tot daliegen. Zwei Albanesen und ein Sapti, dann auch der Gefangene waren verwundet. Der Blutsbruder entledigte ihn der Fesseln, labte und verband ihn und geleitete ihn in der nächsten Nacht an die nahe serbische Grenze.

Noch heute lobt man dort die Aufopferung Kadri-Agas, der bei der Rettung seines Blutsbruders zwei rechte Brüder im Kampfe verlor. Gibt es bei irgendeinem Volk eine Einrichtung, ebenbürtig der albanischen Blutsbrüderschaft?

Ich will hier noch einen allerdings vereinzelten Fall von verratener Blutsbrüderschaft anführen.

In der Nähe der serbischen Grenze lebte ein Albanese, besonders berühmt durch seinen Mut und seine Kraft. Er fand an Gegenstück drüben in Serbien an einem Grenzwächter, auch einem Mann ohne Furcht und Tadel. Vor beiden zitterte die ganze Landgegend. Die Serben fürchteten den heldenmütigen Albanesen, die Albanesen wieder den Grenzwächter. Die beiden Helden hörten einer vom anderen viel erzählen, und jeder von ihnen brannte darauf, den anderen zu töten.

Lange verfolgten sie einander, legten einander Hinterhalte — ohne Erfolg. So sehr hütete sich einer vor dem anderen. Endlich, der ewigen Kämpfe müde, ließ der Albanese seinem serbischen Nebenbuhler die Blutsbrüderschaft antragen. Sie verbrüderte sich also. Von dem Tag an war die Grenze auf beiden Seiten friedlich. Gastereien, Freudenfeste und Bewirtungen ohne Ende. Der Albanese aber suchte trotz aller zur Schau getragenen Freundschaft seinen Blutsbruder aus dem Wege zu räumen, weil er ihn um seine Kraft und seine Tapferkeit beneidete.

Um die Blutsbrüderschaft fester zu besiegeln, schenkte der Albanese dem Serben ein Pferd, worauf sich dieser durch einen Revolver revanchierte. Den nahm der Albanese nicht an, er verlangte von dem Serben die Sattelpistole mit einem Feuersteinschloß, die der Serbe irgend einmal von einem angesehenen Albanesen erbeutet hatte. Dem Serben fuhr es durch den Sinn: wie, wenn dich der andere mit dieser Pistole tötete? Der Serbe stahl sich beiseite, lud den ganzen Lauf der Pistole voll mit Pulver und verdämmte die Ladung, dann überreichte er das Geschenk seinem Genossen. Sie unterhielten sich noch ein wenig; gegen Abend nahmen sie Abschied und gingen voneinander. Der Serbe schoß seinen Revolver ab und rief: „Glückliche Reise!" Der Albanese antwortete, auch seinen Revolver abschießend: „Verweile glücklich!" Der Serbe hatte die Ladung des eigenen Revolvers abgefeuert und gab noch zwei oder drei Schüsse aus der Waffe eines Genossen ab. Der Albanese wollte die Schüsse seines Blutsbruders beantworten, hatte aber keine Patronen mehr im Revolver, er griff also zur Sattelpistole, er schoß, die Pistole zerriß mit starkem Knall in Stücke und zerschmetterte ihm den Unterarm bis zum Ellbogen.

Die furchtbare Wunde wurde brandig, und nach einigen Tagen starb der Albanese eines qualvollen Todes.

Durch diese wahrhaft unmenschliche Treulosigkeit entledigte sich die Grenze eines gefährlichen Bösewichtes und blutdürstigen Räubers, der viele Serbenmütter in Trauer gestürzt hatte. Aber auch der Serbe hatte sich eines ungetreuen und unerträglichen Blutsbruders entledigt, um dessentwillen er manche Nacht schlaflos verbracht hatte.

Die Blutsfreundschaft (Pobratimso) bietet Fremden die einzige Möglichkeit, unangefochten — unter dem Schutz eines mächtigen Freundes — in das Innere Albaniens zu gelangen. Wehe aber dem Landfremden, der ohne Schutz Albanien zu durchqueren versuchte! Kein Stein, kein Kreuz gäbe Kunde von dem Ort, wo er sein Wagnis mit dem Leben hat bezahlen müssen.

Glosse.

Warum das Auto viele heut'
Finden so ideal?
Es paßt so gut zur heutigen Zeit:
Schmutz wirbelt's auf und macht Skandal.

— Richtig prophezeit. — Ein französischer Invalide, der im Felde das rechte Bein verlor, läßt sich von einer Zigeunerin wahrsagen. Sie verkündet folgendes Orakel: „Aus der einen Linie der Hand sehe ich, daß Sie das rechte Bein verloren haben; aus der zweiten Linie aber ist zu ersehen, daß Ihnen das im ganzen Leben nie mehr passieren wird."

— Die erste Ausfahrt. — „Beeile dich doch! Das Auto kann nicht so lange auf uns warten."

„„Na, ich habe doch lange genug auf das Auto warten müssen, das du mir schon vor drei Jahren versprochen hattest.""

— Druckfehler. — Das junge Ehepaar schien sich fürchterlich gern zu hauen.

— Der schneidige Barbiergehilfe. — Und ehe ich Sie engagiere —: kennen Sie Eisenchlorid zum Blutstillen?"

„Jawohl, sogar sehr gut!"

„So — — dann kann ich Sie nicht brauchen!"

— Auch ein Ehefreund. — Freund zum andern: „Das 20. Jahrhundert ist doch unvollkommen."

„Warum denn?"

„Alles gibts, Wagen ohne Pferde, Pulver ohne Rauch, Telegraphie ohne Draht, aber die Hauptsache fehlt: eine Mitgift ohne Frau."

— Rücksichtsvoll. Theaterdirektor: Sie haben sich vorhin von meiner Frau fünf Mark Vorschuß geben lassen, nachdem ich Ihnen heute morgen erst zehn Mark gegeben habe? Dafür habe ich keine Worte!

Schauspieler: Aber, Herr Direktor, ich konnte doch nicht die Veranlassung geben, daß Ihre werte Frau Gemahlin sich zurückgesetzt fühlt.

— Kavaliere. — „Gestern scheußlich Pech gehabt. Im Klub dreihundert Mark verspielt, davon zwanzig Mark eigenes Betriebskapital."

Großes Kulturwerk.

Die neue Bagdad-Bahn und ihr Handelsgebiet.

Der auch hierzulande rühmlich bekannte Reise-Schriftsteller von Hesse-Wartegg, hielt dort unlängst einen auch für weitere Kreise interessanten Vortrag über die neue Bagdad-Bahn und ihr Handelsgebiet. Dieses Kulturwerk, das inmitten des Kulturwerte zerstörenden Krieges eine emsige Förderung erfuhr, kommt nach Auffassung des Redners an Bedeutung der Pazificbahn und der sibirischen Bahn gleich. Der deutsche Traum einer direkten Verbindung von Hamburg mit dem Persischen Golf erfüllt sich mit ihr; sie ist berufen, die uralten, unter der Sarazenenherrschaft verwüsteten Kulturgebiete Anatoliens und Mesopotamiens der mitteleuropäischen zivilisatorischen Tätigkeit zu erschließen. Die Bahn ist allerdings der Initiative der Türken entsprossen, welche damit besonders jetzt militärische Ziele verfolgen und den Kontakt von Konstantinopel mit Mekka herstellen möchten. Allein deutsches Kapital und deutsche Technik weisen eine hervorragende Beteiligung auf, und groß sind die Verdienste, welche sich schweizerische Ingenieure an leitender Stelle um das Zustandekommen des Werkes erwerben. Von Skutarie ausgehend durchquert die Vollspurbahn die an Ausdehnung dem deutschen Reiche vergleichbare Hochebene Anatoliens. Die Strecke bis zum Taurus steht seit 1914 im Betrieb und schon ist der europäische Kultureinfluß erkennbar. Bei Konia müht man sich um die Erstellung großzügiger Bewässerungsanlagen zur Urbarmachung der gewaltigen Bodenflächen, die einmal eine neue Vorratskammer Europas bilden dürften. Im Bilde zeigte der Referent die wilde Bergschlucht, durch welche auf Anregung schweizerischer Ingenieure die Linie geführt wird. Halsbrecherische Konstruktionswege kleben da an senkrecht aufragenden Felswänden. Siebzig Tunnels, von denen einer allein schon 3½ Kilometer Länge aufweist und etwa dreißig Brücken erfordert der Durchgang durch die Tschakitschlucht. Sie bildet die Pforte zu einer paradiesischen Ebene, zu einem Baumwollpflanzgebiet, auf das Mitteleuropa große Hoffnungen setzt; es soll die Unabhängigkeit vom amerikanischen Baumwollmarkt bringen; sein Ertrag steigert sich dank der deutschen Bestrebungen beständig. Kleinasien, das schon jetzt viele schweizerische Handelsleute zählt, bietet dem Handel der Zukunft ein reiches Tätigkeitsfeld. Eingehend schilderte der Referent das Leben in Adana, wo der schweizerische Direktor der Bagdadbahn, Herr Moser, residiert. Allzu verführerisch zeigt es sich nicht. Die gefährliche Nähe des englischen Cypern hat die Bagdadbahn vom bequemen Hafen von Alexandrette weg in das Land hineingedrängt. Vom Zentralhandelsplatz Aleppo aus führt sie direkt, die Euphratebene durchquerend, nach Mosul am Tigris. Weite Strecken fruchtbaren Landes harren hier der Bebauung. Von Mosul aus vollzog sich bis dahin der Verkehr mit Bagdad auf dem Flusse. Die Bahn wird ihm einen ungeahnten Aufschwung verleihen, Bagdad hat alle Aussicht, sich zum Durchgangspunkt des Handels mit Persien zu entwickeln; Persien aber dürfte neben Aegypten für die Schweiz als wichtiges Einfuhrgebiet in Betracht fallen. Jetzt bilden Getreide und Datteln die hauptsächlichsten Handelsprodukte Bagdads; der Jahresumsatz beträgt zirka 100 bis 130 Millionen Mark. Das Bagdad von heute birgt Kolonien von handeltreibenden Russen, Deutschen, Schweizern, Franzosen und Juden. Märchenhafte Illusionen vermag die Stadt Harun al Raschids nicht mehr zu wecken; von der alten Kulturherrlichkeit Mesopotamiens zeugen nur noch Ruinen, aber die Bagdadbahn bürgt dafür, daß auf ihnen neues Leben erblühen wird.

Nach 24 Tagen Einzelhaft im Staatsgefängnis zu St. Quentin, Cal., hat sich der zu lebenslänglicher Haft verurteilte J. B. McNamara bereit erklärt, in der Jute-Spinnerei der Anstalt zu arbeiten. McNamara, der seine Strafe wegen des Attentats auf die Los Angeles Times verbüßt, arbeitete zuvor in der Wäscherei, doch erwies sich seine Leistung als unbefriedigend, weswegen er versetzt wurde. Angesichts seiner Weigerung wurde er in Einzelhaft geschickt, jedoch jeden Tag vorgeführt und gefragt, ob er bereit sei, sich zu fügen. Bisher hatte er dies verweigert.

Matte Lampenglocken büßen sehr leicht ihr hübsches Aussehen ein, weil sie trübe und fleckig werden. Wenn man die Glocken wöchentlich einmal in einer Lösung von Pottasche in warmem Wasser wäscht, die ganze Oberfläche der Glocke mit Lösung anfeuchtet, mit einem Wollläppchen abreibt, in klarem Wasser spült und mit einem weichen Tuch trocken putzt, bleiben die Glocken stets gleichmäßig

Kupferkönig überholt Oelkaiser?

W. A. Clarks Reichtümer sind jetzt in raschem Wachsen.

Bisher war der alte Juden-Rockefeller noch immer gewissermaßen der reichste Mann Amerikas geblieben. Gelegentlich wurde zwar auch eine oder andere als Nebenbuhler um diesen Rang genannt, wie der Kupferland-König Weyerhäuser. Aber es kam immer wieder zu der Annahme, daß die betreffenden Angaben übertrieben gewesen seien.

Doch neuerdings glauben nicht wenige im Westen, welche die geschäftliche Tätigkeit des Kupferbergwerk-Königs und früheren Bundessenators W. A. Clark von Montana etwas näher verfolgt haben, daß dieser den Oelkaiser mit raschen Schritten einhole. Freilich, Clark ist auch schon ein alter Knabe von 76 Jahren und müßte sich wohl noch tüchtig sputen, um Rockefeller noch zu überholen. Immerhin, ausgeschlossen ist es nicht, wenn nicht etwa schon sehr bald die Kupfer- und sonstige Metallpreise sehr bedeutend fallen.

Diese Preise sind durch den Weltkrieg gewaltig gestiegen, wodurch Clarks Einkommen, das schon vorher geradezu fabelhaft war, noch viel größer wurde.

Clark gehört noch zu den „selbstgemachten" amerikanischen Krösussen der alten Schule, die immer rarer werden. Er fing in den westlichen Hurrahtagen als Treiber eines Ochsen-Gespannes und als Verkäufer von Gewürzen und Backpulvern an und schon bei der ersten Ausbeutung des „Milliarden Dollar-Hügels" Butte (die Anglo-Amerikaner nennen ihn „Billion Dollar Hill", weil tausend Millionen als eine Billion rechnen) machte er seinen Schnitt. Dann ging es immer weiter, nach dem Motto:

„Hat man viel, so wird man noch mehr.
Noch viel mehr dazu bekommen, wer da hat,
wenn auch nicht ohne beständiges energisches Bemühen des aufsteigenden Großmoguls.

Heute besitzt er Bergwerke in Montana, Arizona, Kalifornia, Michigan, ist Eigentümer der Salt Lake-Bahn von Butte nach Los Angeles, hat großes Oel-Eigentum in Wyoming, und kurzum, er hat in beinahe jedem Staat der Union gewaltige Besitztümer aufzuweisen! Ein wichtiger Unterschied zwischen Clark und andererseits Rockefeller und sonstigen amerikanischen Geldkönigen liegt darin, daß Clarks ungeheurer Besitz sogar wie ganz auf seinen eigenen Namen und den seiner Familien-Angehörigen eingetragen ist. Seine nächststehenden Freunde sagen, er könne nötigenfalls in 24 Stunden 100 Millionen Dollars ausschließlich aus seinem eigenen Besitz flüssig machen; er ist wahrscheinlich der einzige Mensch in den Ver. Staaten, der solches vermag. — Rockefeller könnte dies schwerlich.

Seine politischen Kämpfe in Montana, die nach dem Grundsatz „Macht ist Recht" ausgefochten wurden, haben ihn manche Million gekostet; aber Clark — der vor langer Zeit, noch ehe er seine Geschäfts-Laufbahn begann, auch einmal Schulmeister war — sagt, sie hätten ihm die Lehre beigebracht, welcher er seine außerordentliche Tatkraft und seinen noch nie versagenden geschäftlichen Scharfsinn zuschreibt. Er faßt dieselbe folgendermaßen zusammen: „Sorge dich niemals ab und erhalte deine Tatkraft! Indem ich diese Lehre befolgte, schlafe ich wie ein Kind, wenn mein Haupt das Kissen berührt, und erwache wieder frisch für irgend eine Aufgabe."

„United Verde", das berühmte Arizonaer Kupfer-Bergwerk, für welches Clark vor nicht langer Zeit ein Kauf-Anerbieten von 75 Millionen Dollars ausschlug, — wirft ihm allein eine monatliche Dividende von 2 Millionen ab. Sogar seine verhältnismäßig kleinen Besitztümer in Butte bringen ihm sehr hohe Summen. Er hat Frankreich — welches das Adoptiv-Vaterland seiner Kinder ist, die in Paris im Zehnmillion-Dollars-Schloß wohnen — ein Darlehen von 50 Millionen Dollars gemacht; aber er soll stets etwa 20 Millionen Dollars flüssiges Baargeld haben und nicht wissen, was er damit anfangen soll!

Außer dem besagten Pariser Schloß hat er für sich selber ein Fünfmillionen-Dollars-Heim an der fünften Avenue in New York, einen Palast in Los Angeles, ein altes Heim in Butte, einen Trust in New York, Millionen-Werte führen in seinem Besitz — er ab- be- eigene Zweck in gegen